



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

König, E.: Die Wissenschaft im Lichte der sozialen Idee

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zeitungen jammern würden, die Bevölkerung brächte sicherlich im Staatsdienst erprobten Männern größeres Vertrauen entgegen als unversuchten Parlamentsrednern oder gar schon versuchten. Die Jahre 1868 bis 1870 und 1871 bis 1879 haben schwerlich jemand auf eine Wiederholung lüstern gemacht. Und schließlich könnten die Liberalen ja nur dankbar sein, wenn die notwendige, mühevoll und verantwortliche Aufgabe nicht Männern ihrer Partei aufgebürdet würde. Vielleicht hätte sogar einer oder der andre von diesen den Mut, sich der Unpopularität auszusetzen, der Mitglieder einer nichtparlamentarischen, nichtliberalen Regierung verfallen. Sie ist nicht so gefährlich: derselbe Herr von Tschudi, der jenes Schicksal einst erfuhr, ist längst wieder zu Gnaden angenommen, obgleich er das Eisenbahnwesen unter dem Grafen Taaffe leitet.



Die Wissenschaft im Lichte der sozialen Idee

Von E. König



icero erzählt einmal von Pythagoras, daß er die Welt mit einem Markte verglichen habe, auf dem einige kaufen, andre verkaufen, noch andre aber dem Treiben der übrigen zuschauen und ohne Interesse an den Dingen selbst sich lediglich der Betrachtung hingeben; diese Beschäftigung sei die edelste, und die sich ihr widmen, seien die Weisheitsfreunde, oder wie wir jetzt sagen würden, die Gelehrten. Diese Auffassung von der Stellung des Forschers in der Gesellschaft, nach der er das Wesen des Aristokraten und des Asketen in sich vereinigt, hat sich ihrem allgemeinen Sinne nach bis in die Gegenwart erhalten, indem nur bald mehr die asketische, bald mehr die aristokratische Seite betont worden ist. Das Mittelalter kannte nur den geistlichen Gelehrten, der abgeschieden in den Klostermauern lebt und sinnt, in der neuern Zeit hat sich der Begriff einer geistigen Aristokratie ausgebildet, für die mannichfache Vorrechte beansprucht worden sind; und jedenfalls erfreut sich auch in der Gegenwart der Grundsatz eines weitverbreiteten Beifalls, daß die Wissenschaft nur um ihrer selbst willen zu betreiben sei, und daß insofern wenigstens der Denker eine Ausnahmestellung in der Gesellschaft einnehme und einnehmen müsse, als er unberührt von den um materielle Güter sich bewegenden Sorgen und Bestrebungen der übrigen Menschheit nur auf den Erwerb wissenschaftlicher Wahrheiten auszugehen habe;

diese seien Werte, die einem ganz andern Maßstabe der Schätzung unterliegen, als die Erzeugnisse aller andern Arbeit.

Nur selten ist zwar noch das überlieferte Vorurteil anzutreffen, nach dem die geistigen Arbeiter eine höhere Kaste bilden, der gegenüber alle übrigen Sterblichen eine „gemeine“ Masse bedeuten im Sinne des Spruches: *Odi profanum vulgus et arceo*; desto fester wurzelt jedoch die Überzeugung, daß die geistige und besonders die wissenschaftliche Arbeit nur auf dem rein idealen Interesse an der Wahrheit beruhen dürfe und sich nicht durch die Rücksicht auf Erreichung irgend eines greifbaren Nutzens leiten zu lassen habe, denn nur so werde sie erfolgreich sein, und die Nutzenanwendung werde der Einsicht, wie die Belohnung der Tugend, von selbst folgen.

In der That bedarf es keines Beweises, daß die oben bezeichnete antike Auffassung des Gelehrtenberufes unhaltbar ist. Ein rein geistiges Leben zu führen ist unmöglich, da der Mensch (nach dem passenden Worte Schopenhauers) nicht ein bloßer Engelskopf mit Flügeln ist; nur auf Grund bestimmter gesellschaftlicher Einrichtungen, nach denen einige Menschen die Sorge für die materiellen Bedürfnisse der andern übernehmen, kann unter Umständen der Einzelne in den Stand gesetzt werden, sich einer that- und sorgenlosen Beschaulichkeit zu widmen. Derartige Einrichtungen hatte in der That das Altertum in der Sklaverei, das Mittelalter im Klosterwesen, und die Neuzeit hat sie in der Arbeitsteilung, durch die die wissenschaftliche Thätigkeit als eine besondre Berufsart gegründet worden ist. Weniger selbstverständlich, ja geradezu bedenklich dürfte es jedoch erscheinen, wenn nicht nur der Forscher als ein allen übrigen Gliedern der Gesellschaft nicht über-, sondern nebengeordnetes Glied in deren Gefüge eingereiht werden soll, sondern wenn man auch seiner Thätigkeit Richtung und Ziel von denselben Gesichtspunkten aus anweisen will, die für die Beurteilung der auf die Hervorbringung materieller Güter gerichteten Arbeit maßgebend sind. Und doch ist dieser Versuch gemacht worden, und zwar von dem französischen Philosophen Comte und seiner Schule.

Die von Comte aufgestellte sogenannte „positive Philosophie“ hat als philosophisches Lehrgebäude betrachtet nur eine geringe Bedeutung und deshalb bei den Fachleuten mit Recht wenig Beachtung gefunden; aber das Eigenartige der Anschauungen Comtes spricht sich nicht sowohl in seinen theoretischen Lehren aus, es liegt vielmehr in der Art, wie er die Aufgabe und das Ziel aller Wissenschaft bestimmt; der „Positivismus“ ist nicht eine Theorie, er bezeichnet ein Programm, und nicht nur ein Philosoph, sondern auch jeder Einzelforscher auf irgend einem Gebiete kann Positivist sein, wie denn auch der positivistische Gedanke von verschiedenen Seiten mehr oder weniger unabhängig von Comte ausgesprochen worden ist.*) Indem ich von vornherein

*) Von Erscheinungen der deutschen Litteratur nenne ich nur Harnacks „Naturforschung und Naturphilosophie“ (Vortrag), Leipzig, 1886.

bemerke, daß ich keineswegs zu den Comteschwärmern gehöre, so glaube ich doch, daß die Ideen des Positivismus genug zu denken geben, sodaß ein Eingehen auf sie jedenfalls nicht verlorne Mühe ist.

Die freilich, denen es mit grundsätzlicher Gewißheit feststeht, daß das Wissen Selbstzweck sei, und daß der „ideale“ Forscher der Wahrheit um ihrer selbst willen nachspüren müsse, werden sich mit Entrüstung von einer Ansicht abwenden, die mit unverhüllter Offenheit ausspricht, daß die Wissenschaft durchweg nur insofern Daseinsberechtigung und Wert habe, als sie dem Leben dient, daß alle Kräfte, die auf die Gewinnung von Einsichten verwandt wurden, die zwar sehr wichtig sein können, aber zur Beförderung des Wohles der Menschheit nichts beitragen, vergeudet wurden. Denkt man jedoch etwas tiefer, so zeigt sich, daß dieser scheinbar so rohen Anschauung thatsächlich ein höherer Grad von Idealismus, von sittlichem Idealismus (und einen andern giebt es eigentlich gar nicht) zu Grunde liegt, als der entgegengesetzten. Denn der Wahrheit um ihrer selbst willen dienen, heißt doch bei Lichte besehen nichts weiter, als in der mit jeder Erweiterung der Erkenntnis verbundenen Lust den ganzen Zweck der Forschung suchen; somit ist hier die Rücksicht auf die subjektive Befriedigung auf den (geistigen) Genuß die Triebfeder der Thätigkeit, dies aber ist eine egoistische Triebfeder. Mag der geistige Genuß, die Freude an der Erkenntnis einer Wahrheit noch so viel feiner sein, als der sinnliche, in Bezug auf die sittliche Würdigung kann dies keinen Unterschied machen; überall gewinnt menschliches Streben erst dadurch einen sittlichen Wert, einen „idealen“ Inhalt, daß es sich in den Dienst der Mitmenschen stellt, daß es für andre, nicht für den Einzelnen etwas leisten will.

Man wird deshalb nicht umhin können, dem positivistischen Grundgedanken, daß auch das Wissen nur soweit einen Wert habe, als es einem praktisch-sittlichen Zwecke dient, im allgemeinen zuzustimmen. Daß dieser Zweck im einzelnen und unmittelbar nachweisbar sei, wird freilich nicht verlangt werden können, auch würde dies der Natur der Sache nach in den meisten Fällen unmöglich sein. Wie oft wird erst nach langer Zeit und unter ganz unerwarteten Umständen die Einsicht, die einem still forschenden Geiste aufging, und die zunächst nur diesen selbst erfreute, zu einem Segen für weitere Kreise der Menschheit! Gedanken sind eben keine beweglichen Güter, denen ihr Zweck unverkennbar innewohnt, und die der Erzeuger zum unmittelbaren Verbräuche herliefert; neu entdeckte Wahrheiten stellen vielmehr in den meisten Fällen zunächst nur ein totes Kapital vor, und es bleibt abzuwarten, ob und wann es lebendig und wirksam wird. Im ganzen kann als die Regel gelten, daß die wissenschaftlichen Ergebnisse der Gegenwart erst für die zukünftigen Geschlechter Hilfsmittel für die bessere Gestaltung des Lebens abgeben. Wenn also der wissenschaftliche Forscher diesen Endzweck seiner Arbeiten im Auge behalten soll, so wird er doch nicht selbst überall an die Nuganwendung zu denken brauchen.

Er soll sich nur bewußt bleiben, daß sein Thun lediglich dadurch einen sittlichen Wert, und er selbst die Daseinsberechtigung in der menschlichen Gesellschaft gewinnt, daß er dazu beiträgt, das geistige Kapital der Menschheit zu vermehren. Mehr als jeder andre ist der Denker der Gesellschaft, von der er getragen wird, zum Danke verpflichtet, und es müßte als eine Verletzung der sozialen Pflicht bezeichnet werden, wenn einer sich in ein Lieblingsstudium vergrabend wie der Geizige im Genuße aufgehäufter geistiger Schätze schwelgen wollte, statt die von ihm gefundenen Goldkörner der Erkenntnis dem geistigen Besitze der Menschheit hinzuzufügen und als dienendes Glied mit andern an der Vergrößerung dieses Besitztums planmäßig zu arbeiten.

Es kommt hinzu, daß auch in seiner rein geistigen Entwicklung der Einzelne sich in wesentlicher Abhängigkeit vom Ganzen befindet. Was die Vorfahren gedacht und geschafft haben, wird zum Bildungsmittel für die Nachkommen, und wie die Erzeugung neuer materieller Güter nur möglich ist mit Hilfe bereits vorhandener Ergebnisse früherer Arbeit, so schreitet auch die Forschung überall nur auf Grund überlieferter Wahrheiten zu neuen Entdeckungen fort. Es ist eine kaum zu entscheidende Frage, welches die Hauptursache beim Zustandekommen eines Fortschrittes auf geistigem Gebiete nicht nur, sondern alles Fortschrittes überhaupt sei, ob die Thätigkeit einzelner hervorragender Persönlichkeiten oder die durch lange Zeiträume hindurch aufgehäuften Wirksamkeit von ganzen Massen. Je nach ihrer Beantwortung unterscheiden sich zwei Hauptrichtungen der geschichtsphilosophischen Auffassung. Während Männer wie Carlyle in England und neuerdings Fr. Nietzsche bei uns mit Entschiedenheit die Lehre verfochten haben, daß die Menschheit ausschließlich durch einzelne schöpferische Geister vorwärts gebracht werde, ist für den Positivismus das Bestreben charakteristisch, die Leistung des Einzelnen durchweg als verschwindend gegenüber der Wirkung der Massen, und die hervorragende Persönlichkeit nicht als auf sich selbst ruhend, sondern als ein Erzeugnis der Umgebung aufzufassen, aus der sie hervortritt. Es ist bekannt, daß Taine u. a. diesen Gesichtspunkt, der verwandt ist mit dem durch Darwin in die Zoologie eingeführten, in der Geschichtschreibung mit Geschick zur Geltung gebracht haben, worauf hier nicht weiter einzugehen ist. Von demselben Gesichtspunkt aus hat nun aber der Positivismus auch seine Forderung, den Wert der wissenschaftlichen Arbeit nach sozialphilosophischen Prinzipien zu beurteilen, und diese Prinzipien für ihren Betrieb maßgebend zu machen, zu begründen gesucht. „Ungeachtet aller ihrer Begabung, so sagt z. B. Vassitte,*) hätten die Aristoteles, Archimedes oder Descartes sicher nichts geschaffen, wenn sie auf ihre Kräfte allein angewiesen gewesen wären. Und ist denn eine solche Begabung übrigens

*) In seinem Cours de philosophie première, Paris 1889.

nicht selbst ein Erzeugnis der Menschheit im ganzen? Haben jene ungewöhnlichen Köpfe sich selbst geschaffen, oder sind sie nicht vielmehr das Ergebnis einer langsamen Arbeit und gewissermaßen die Frucht einer Reihe von Geschlechtern? Wenn man den Dingen auf den Grund geht, so bemerkt man leicht, daß man den Ruhm ihrer wunderbaren und wertvollen Entdeckungen der ganzen Menschheit zueignen müßte, der wir in den Personen der Erfinder unsere Ehrenbezeugungen darbringen. Es ist also nicht mehr als in der Ordnung, daß wir der Menschheit das wiedergeben, was wir von ihr empfangen haben, und planmäßig nicht unsrer persönlichen Befriedigung zuliebe, sondern mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des Ganzen und der zukünftigen Geschlechter an der Wissenschaft weiterarbeiten."

Hier tritt nun aber die Hauptfrage heran, welche Bedeutung denn eigentlich das Wissen für die Menschheit hat. Daß das Wissen nicht Selbstzweck sein könne, steht, wie bemerkt, dem Positivismus von vornherein fest. „Die Geschichte der Naturwissenschaften, so sagt Harnack a. a. O., zeigt, daß unser bloßes Bedürfnis nach Erkenntnis irgend eine Befriedigung nicht gewinnt, indem alle die Fragen, mit denen jenes immer zuerst angefangen hat und noch anfangen möchte, ungelöst vor uns stehen wie zu den Zeiten der ersten wissenschaftlichen Forschung . . . Darum kann, was wirklich durch die Wissenschaften geleistet worden ist, in seiner Bedeutung nur gemessen werden an dem Einfluß, den es auf das thätige Leben der Menschheit gewonnen hat, auf das Leben in seinen mannichfachen geistigen und leiblichen Bedürfnissen, in seiner sozialen Gemeinschaft." Und Laffitte erklärt: „Das Wissen an sich würde nichts bedeuten als eine Befriedigung der Neugierde, aber der Positivismus hat einen höhern Ehrgeiz, er wünscht zu wissen, um zu handeln . . . Es giebt in Wahrheit nur eine Wissenschaft, die Wissenschaft vom Menschen und der Gesellschaft; alles übrige sollte nur zu dem Zweck erforscht werden, um diese besser kennen zu lernen und ihnen besser zu dienen." Alle wissenschaftliche Forschung, so legt er weiter dar, gelangt an eine Grenze, jenseits deren es nutzlos und fast gefährlich ist, sie weiter zu verfolgen, denn das Denken verliert sich schließlich in Fragen, deren Beantwortung nicht nur für uns Menschen ganz bedeutungslos ist, sondern die auch, indem sie den Geist immer tiefer in die Spekulation hineinziehen, die Thatkraft lähmen und den Menschen untauglich zur Erfüllung seiner praktischen Aufgaben machen.

Man sieht, daß der Zweifel an der Leistungsfähigkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens einer der entscheidenden Gründe für den Positivismus bildet; und in der That ist zu allen Zeiten, wo dieser Zweifel auftrat, die praktische Bestimmung der Wissenschaft vorwiegend betont worden. Ich erinnere nur an Locke, der in seinem „Versuche über den menschlichen Verstand," einer Vorarbeit zu Kants „Kritik der reinen Vernunft," zu dem Ergebnisse kam, daß wir von den Dingen nichts wissen können, als was

die Erfahrung uns über sie lehrt, aber sich damit tröstete, daß dies genüge für die Zwecke des menschlichen Lebens. Wie man überhaupt bei englischen Denkern fast durchweg eine sehr bescheidne Meinung von der auf sich selbst angewiesenen Erkenntnisraft des Menschen findet, so tritt bei ihnen auch die Auffassung des Wissens als eines Mittels zur Verwirklichung praktischer Zwecke vorwiegend hervor, während die deutsche Philosophie mit ihrem Glauben an die Möglichkeit einer alldurchdringenden Einsicht das Ideal einer absoluten Wissenschaft, die Selbstzweck ist, großgezogen hat. In der neuesten Zeit ist jedoch nicht nur in den Einzelwissenschaften, hauptsächlich in der Naturwissenschaft, sondern auch in der Philosophie der Satz zu fast unbestrittener Geltung gekommen, daß der etwaige letzte Grund der Erscheinungen niemals Gegenstand der Erkenntnis werden könne, die es immer bloß mit äußern Beziehungen zu thun hat; hervorragende Gelehrte haben nicht die Erklärung, sondern lediglich Beschreibung der Thatfachen als die Aufgabe der Wissenschaft bezeichnet und sehen in den Naturgesetzen nicht zwingende Gebote, denen die Dinge unbedingt gehorchen müssen, sondern Formeln, die die Wissenschaft sich gebildet hat, um den verwickelten Verlauf der Erscheinungen übersehen zu können, denen aber dieser nur annäherungsweise entspricht.

Aber auch abgesehen von diesen mehr innern Gründen steht der Positivismus mit seinem Kampfe gegen die Überschätzung des theoretischen Wissens nicht allein da. Man hat in letzter Zeit bei verschiednen Anlässen Stimmen genug vernommen, die auf die Gefahren einer solchen Überschätzung hinweisen. Ist einerseits hervorgehoben worden, daß die Erziehung der Jugend eine ganz verfehlte werden muß, wenn man neben der Ansammlung von Kenntnissen die Erweckung des Verständnisses für die praktisch-sittlichen Aufgaben des menschlichen Lebens verabsäumt, so hat man anderseits betont, daß eine große soziale Gefahr in dem scharffen Gegensatz der wissenschaftlich hochgebildeten Kreise und der unwissenden Massen liegt, wie er sich auf Grund des mit dem Wissen getriebenen Kultus entwickelt hat. In wie vielen Dingen — wir erinnern nur an die religiösen Fragen — denkt nicht der wissenschaftlich Gebildete ganz anders als der gemeine Mann, und welche bedauerlichen Erscheinungen sind mit der Verbreitung wissenschaftlicher Theorien in Kreise verbunden, die für deren Verständnis nicht reif sind! „Der hohe Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis, so sagt deshalb der obengenannte Laiffitte, wäre bewunderungswürdig, wenn die Wissenschaft, indem sie an Umfang und Tiefe zunahm, nicht Eigentum einer nur geringen Minderheit geblieben wäre, wenn die Masse, die unendliche Masse Anteil an dem geistigen Kapital gewonnen hätte, das durch die denkende Klasse geschaffen wurde und bei ihr aufgespeichert ist. Je weiter wir fortschreiten, umso mehr vertieft sich die Kluft zwischen den Wissenden und den Unwissenden. Und das Bedenklichste ist, daß die Wissenschaft, dieses gefährliche Werkzeug, wenn sie auch nicht in die Masse der

Menschheit eingedrungen ist, sie doch allmählich alles Glaubens, aller Überlieferung beraubt hat; so ist die religiöse Kultur vernichtet, ohne daß jedoch eine durchgreifende wissenschaftliche an ihre Stelle getreten wäre." Durch derartige Erwägungen scheint freilich die Frage nahe gelegt zu sein, ob nicht ein Mißverhältnis bestehe zwischen der Entwicklung der Verhältnisse der Gesellschaft im allgemeinen und der der wissenschaftlichen Forschung im besondern, ob nicht die eine der andern vorausgeeilt sei, sodaß wir das Bild eines Körpers hätten, dessen Kopf unverhältnismäßig größer und entwickelter ist, als die übrigen Glieder, und Leistungen vollführt, die das Maß dessen, was er naturgemäß für das Ganze zu leisten hätte, weit überschreiten.

Es giebt ja nun zwar Leute, die annehmen, daß der Kopf (um im Bilde zu bleiben) nicht für den Körper, sondern vielmehr dieser für den Kopf geschaffen sei, daß alle „niedern“ Lebensthätigkeiten nur daseien, um die höchste, die geistige Thätigkeit, zu ermöglichen. Hier steht jedoch der Positivist auf einem ganz andern Standpunkte. So wie aus der modernen Biologie eine psychologische Richtung hervorgewachsen ist, die die geistigen Fähigkeiten als durch die Bedürfnisse des physischen Lebens entwickelt zu verstehen sucht, und Wahrnehmung, Erinnerung, Denken u. s. w. als Teile der Ausrüstung betrachtet, durch die das Einzelwesen zur Erhaltung seiner selbst und seiner Art befähigt wird, so gilt dem Positivisten die geistige Arbeit auch als eine Verrichtung des Gesellschaftswesens, die durch seine Lebensbedürfnisse gefordert wird und deshalb zugleich in diesen Bedürfnissen den Maßstab für ihre gesunde Entwicklung findet. Die heutige Menschheit ist, nach der Ansicht Vassittes, endlich zu dem Bewußtsein gekommen, daß ihre Endaufgabe die ist, einen möglichst vollkommen entwickelten gesellschaftlichen Verband der Einzelnen zu verwirklichen; „bevor diese Einsicht erwacht war, konnte man es dem wissenschaftlichen Arbeiter nicht zum Vorwurf machen, wenn er sich nur durch das Interesse seiner subjektiven Befriedigung geleitet auf dieses oder jenes Gebiet verlegte; nunmehr muß jedoch alle Forschung als müßig und ungerechtfertigt gelten, die vom sozialen Gesichtspunkt aus betrachtet keinen Zweck hat, oder die, wenn sie auch an sich nicht nutzlos ist, keinem dringenden sozialen Bedürfnis entspricht.“ Infolge des bisherigen Entwicklungsganges der Wissenschaften kenne man jetzt so ziemlich den Umfang des ganzen Gebietes möglicher Forschung, und wenn die Arbeit auch noch nicht überall abgeschlossen sei, so sei doch in allen Richtungen bereits ein Anfang gemacht, und es sei deshalb an der Zeit, daß die wissenschaftliche Arbeit nach einem einheitlichen Plane getrieben werde, und dieser Plan könne nur bestimmt werden durch die Rücksicht auf den Wert, den die Beschäftigung mit diesem oder jenem besondern Gegenstande für die menschliche Gesellschaft habe. Keinesfalls aber dürfe es der Laune und dem Belieben der Einzelnen anheimgestellt bleiben, welche Forschungsgebiete hauptsächlich zu bearbeiten seien. „Wenn sich in der

Entwicklung der Gesellschaft ein Streben zu einer Regelung der Produktion und einer zweckmäßigen Verteilung des Kapitals bekundet, so ist kein Grund einzusehen, weshalb auf das geistige Kapital, das wertvollste von allen, nicht dasselbe Verfahren Anwendung finden sollte. Mit Feldern, Wäldern, Bergwerken und Gewässern gehen wir hausälterisch um, da wäre es doch wirklich seltsam, wenn der Gebrauch unsers kostbarsten Gutes, desjenigen, von dem die Erzeugung aller andern Güter abhängt, allein der Willkür überlassen wäre."

So ergibt sich denn als zweiter Punkt des positivistischen Programms die Forderung einer Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, ähnlich der, die der Sozialismus für die äußere Arbeit verlangt. Die von Comte aufgestellte Ordnung aller Wissenschaften, mit der dieser Denker eine nähere Darlegung der Aufgaben und Methoden jeder einzelnen verband, läßt sich gewissermaßen als die theoretische Vorarbeit hierzu betrachten; bei Laffitte gewinnt auf Grund dessen der Plan, nach dem in Zukunft die wissenschaftliche Forschung betrieben werden sollte, schon bestimmtere Gestalt. Es erscheint merkwürdig, ist aber doch ganz folgerichtig, daß darin die ausgebildetesten Wissenschaften, Mathematik und Astronomie, ganz zurückgesetzt werden, weil sie schon längst die Dienste geleistet haben, die man überhaupt von ihnen erwarten könne; sie seien in gesellschaftlicher Hinsicht erschöpft, und es sollten ihnen deshalb nur soviel Kräfte gewidmet werden, als nötig sind, um den vorhandenen Besitz an Kenntnissen der Nachwelt zu überliefern. „Mathematische und astronomische Forschungen bedeuten heutzutage nur noch ein Spiel des Geistes, eine Art, die Zeit hinzubringen, wie es viele andre giebt," denn „was kann es nützen, ob wir die Entfernungen der Planeten noch um einige tausend Meilen genauer kennen als jetzt, ob diese und jene neuen Kurven und ihre Eigenschaften aufgefunden werden?" Und ähnlich lautet das Urteil auch über die theoretische Physik; denn für die Zwecke der Anwendung genüge durchweg eine annähernde Kenntnis der Gesetze, nach denen die physikalischen Wirkungen erfolgen, eine unbedingte Genauigkeit sei nicht erreichbar, sei aber auch nicht nötig, und alle auf ihre Erreichung verwandte Mühe verloren. Als die Gebiete dagegen, auf die alle Kräfte zu wenden sind, werden Biologie, Soziologie und Psychologie bezeichnet: „Hier drängen sich die Probleme und bieten in dem Maße, wie sie sich verallgemeinern, immer größere Schwierigkeit dar; ein Feld ohne Grenzen steht denen offen, die nach dem Ruhme des Entdeckers trachten und vor Schwierigkeiten nicht zurückschrecken." Wie groß sei noch unsere Unkenntnis des physischen Lebens, das die Grundlage der geistigen Betätigungen des Menschen bildet, und welche entscheidenden Fragen harren noch in den andern genannten Gebieten ihrer Lösung! Nur die Psychologie könne die Entscheidung liefern, ob z. B. der Mensch verantwortlich sei für seine Thaten oder nicht, von der die ganze Strafgesetzgebung abhängt; in der

Sozialwissenschaft handele es sich um die Lebensfragen der Menschheit, denn nur auf Grund der Kenntnis der natürlichen Gesetze, nach denen sich auch die gesellschaftlichen Verhältnisse entwickeln, und der Beziehungen, in denen hier jeder Teil zum Ganzen steht, sei ein thätiger Einfluß der Menschheit auf die Gestaltung ihrer zukünftigen Schicksale denkbar. „Heutzutage genügt es nicht mehr, um regieren zu können, daß man den Geist und die Kühnheit eines Richelieu oder Cäsar besitze, es ist ein Wissen nötig, das zu ihrer Zeit ganz überflüssig war. Das Schicksal eines Landes ist nicht mehr wie ehemals von dem der andern fast ganz unabhängig, vielmehr steht die kleinste Nation in Beziehungen, die sich über den ganzen Erdball erstrecken, und ein genaues Studium dieser Beziehungen politischer und wirtschaftlicher Art ist notwendig, um furchtbaren Verwicklungen vorzubeugen, die den Bestand der Gesittung überhaupt bedrohen.“

Daß in den hier wiedergegebenen Anschauungen vieles Treffende enthalten ist, läßt sich nicht verkennen. Unstreitig muß die wissenschaftliche Arbeit von irgend einem einheitlichen leitenden Gesichtspunkte beherrscht sein, dem die Einzelbestrebungen sich unterordnen; und gerade heute ist ihre „Organisation“ in diesem allgemeinen Sinn ein dringendes Bedürfnis. Denn infolge der auch auf wissenschaftlichem Gebiete so weit gehenden Arbeitsteilung ist der Einzelforscher vielfach in Gefahr, sich im Kleinen zu verlieren, die Fähigkeit der Unterscheidung des Wichtigen und des Unwichtigen, der Hauptwissenschaften und der bloßen Hilfswissenschaften einzubüßen. Nur die Bornirtheit kann behaupten, daß es einen Unterschied des Wichtigen und des weniger Wichtigen in der Wissenschaft nicht gebe, daß die Erforschung des Lebens und die Entwicklungsgeschichte der Blattläuse eine ebenso bedeutsame wissenschaftliche Aufgabe sei, wie das Studium der Funktion eines menschlichen Organs, daß die Menschheit ein gleich hohes Interesse daran habe, den Aufbau des Zeustempels in Olympia und die Vorgänge bei der französischen Revolution von 1789 genau zu kennen u. s. w. Muß sich der Einzelne auch notwendig darauf beschränken, eine besondere wissenschaftliche Aufgabe zu lösen, so sollte er doch darüber klar sein, in welchem Verhältnis diese zu der Gesamtaufgabe steht, in deren Bearbeitung sich die Gesamtheit aller Forscher teilt, und deren Lösung deshalb freilich auch nur von den vereinten Anstrengungen vieler Geschlechter zu erwarten ist. Diese Gesamtaufgabe aber kann nicht darin bestehen, das menschliche Wissen über alles nur irgend Wißbare auszudehnen; allwissend wird nicht einmal die Menschheit als Gesamtwesen jemals werden können, denn das Reich der Wahrheit ist grenzenlos, und es kann nicht gleichgültig sein, welcher Provinz dieses unbekannten Reiches der Forscher sich zufällig zuwendet. Ein handgreiflicher Unsinn wäre es ja, wenn z. B. alle geistigen Arbeiter damit beschäftigt werden sollten, zunächst einmal eine Übersicht aller vorhandenen Arten und Unterarten der Naturkörper mit wissenschaft-

licher Vollständigkeit festzustellen, um erst nach Erledigung dieser Aufgabe mit der Erforschung der physikalischen Gesetze zu beginnen; man würde das vorgesteckte Ziel doch in absehbarer Zeit nicht erreichen und inzwischen so und so viele Güter materieller und geistiger Art, deren Erzeugung auf der Kenntnis gewisser physikalischer Gesetze beruht, entbehren. Ein ebensolcher Unsinn wäre es, wenn die Mehrzahl der denkenden Köpfe sich mit der Litteratur des Altertums beschäftigen wollte, während infolge der Unkenntnis der Bedingungen, auf denen das Bestehen einer geordneten Gesellschaft beruht, inzwischen unvorhergesehen und unabgewendet ein gesellschaftlicher Umsturz hereinbräche, der die Gesellschaft in die Barbarei zurückwerfen könnte. Die Notwendigkeit, mit beschränkten Zeiträumen zu rechnen, und die Interessen des thätigen Lebens gebieten also eine Sammlung der geistigen Kräfte nach gewissen Hauptrichtungen hin, die vorwiegende Bearbeitung solcher Gebiete, von denen aus jeweilig eine Förderung des gesamten Kulturfortschrittes zu erwarten ist. Nur in diesem verallgemeinerten Sinne möchten wir jedoch dem positivistischen Grundsatz zustimmen, daß Fortgang und Richtung der wissenschaftlichen Arbeit durch das „soziale Bedürfnis“ bestimmt werden sollen. Denn so unsinnig einerseits die Anschauung ist, daß die Erweiterung des Wissens unter allen Umständen an und für sich schon einen Wert habe, so unhaltbar würde doch andererseits auch die Forderung sein, daß der Forscher stets die praktische Anwendbarkeit der von ihm zu erlangenden wissenschaftlichen Ergebnisse im Auge habe. Es ist eine bekannte Thatsache aus der Geschichte der Wissenschaften, daß die Ergebnisse von Untersuchungen, die zunächst nur ein müßiges Spiel des Geistes zu sein schienen, später von Bedeutung für die Gestaltung des menschlichen Lebens wurden. Und entspricht schließlich nicht auch die Befriedigung des Wissenstriebes schon einem gewissen „sozialen Bedürfnis“? Dieser Trieb ist zweifellos im Menschen so gut vorhanden wie alle andern, und es ist gar nicht abzuleugnen, daß die Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens bei den Griechen lediglich durch diesen Trieb veranlaßt wurde.*) Allerdings macht der Wissenstrieb sich im allgemeinen erst auf der Grundlage eines gesicherten und behaglichen äußern Lebens geltend; aber die heutigen Kulturvölker sind doch gewiß nicht so von der Not des Lebens bedrängt, daß sie an die Pflege des rein theoretischen Interesses gar nicht denken könnten und dürften. Es mag zwar auf den ersten Blick als eine Ungerechtigkeit erscheinen, daß, während die Mehrzahl der Menschen für die Befriedigung der Lebensbedürfnisse arbeitet und arbeiten muß, eine geringe Minderheit mit Hilfe der andern in den Stand gesetzt ist, den verfeinerten geistigen Interessen zu dienen, aber wird nicht auch jenen Anteil

*) Andererseits verdankten freilich nach der gewöhnlichen Annahme die geometrischen und astronomischen Forschungen der Babylonier und Ägypter gewissen Bedürfnissen des praktischen Lebens ihren Ursprung.

an den geistigen Genüssen der Wissenschaft und Kunst? Durch tausend Kanäle fließt heutzutage Belehrung über die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung den weitesten Kreisen zu und verschafft ihnen geistigen Genuß, der doch sicher auch zur Erhöhung des Wohlbefindens der Menschheit beiträgt. Aber dessen ungeachtet ist die Forderung wohlberechtigt, daß der Gelehrte die Wissenschaft niemals als ein rings abgeschlossenes Reich für sich betrachte, daß er vielmehr immer die Aufgabe im Auge behalte, die die Wissenschaft innerhalb des ganzen Kreises menschlicher Thätigkeit zu erfüllen hat, daß er mit der gesamten Kulturentwicklung in Zusammenhang und in bewußter Weise mit zur Förderung derselben beitrage.

Das Kulturleben verschiedener Zeiten weist aber auch der wissenschaftlichen Arbeit verschiedene Ziele an. Wenn beispielsweise im Mittelalter die Vorherrschaft des religiösen Geistes die vorwiegende Pflege theologischer Studien als wohlberechtigt erscheinen läßt, so ist ebenso wenig zu verkennen, daß im Kulturleben der Gegenwart die Frage der Neugestaltung der Gesellschaft den Mittelpunkt bildet, von dem aus es am mächtigsten bewegt wird; und auch die Wissenschaft wird deshalb, wenn sie ihrer Bestimmung nicht untreu sein will, für die Gegenwart ihr Problem in erster Linie in dieser Richtung suchen. Und so kann man denn allerdings mit Recht sagen, daß heutzutage mehr als je der Mensch und im besondern der Mensch als gesellschaftliches Wesen den wichtigsten Gegenstand der Forschung darstellt. Die Sozialwissenschaft hat naturgemäß für die nächste Zukunft die Führung über alle andern zu übernehmen, diese haben sich jener mehr oder weniger anzugliedern. Sie braucht nämlich sehr viele andre zur Mithilfe; Anthropologie im weitesten Sinne, Psychologie als Individual- und als Völkerpsychologie, Geschichte, Philosophie und vielleicht auch die allgemeine Biologie haben ihr die Grundlagen zu schaffen, während die abstrakten Wissenschaften der Mathematik, der Astronomie und der Physik, wie es scheint, in keinem nähern Verhältnis zu ihr stehen.

Wenn deshalb das positivistische Programm in der Aufforderung gipfelt, auf die bezeichneten Gebiete die geistigen Arbeitskräfte zu sammeln, so hat das einen guten Sinn und verdient volle Beachtung, und wenn es auch verkehrt wäre, die andern Forschungsgebiete währenddem brach liegen zu lassen, so würde doch der Forscher seine Aufgabe nicht verstehen, der ohne Sinn für die großen Fragen der Zeit unbekümmert um die andern ein kleines Feld bearbeiten wollte, als ob er für sich allein in der Welt dawäre; jeder Einzelne muß sich in bewußter und klarer Weise der Ordnung des Ganzen anschließen und darin seinen Platz auszufüllen suchen.

Wie ist nun aber dieses planmäßige Zusammenarbeiten zu erreichen? Es kann nur als eine merkwürdige Verirrung Comtes und seiner französischen Anhänger bezeichnet werden, daß sie, ähnlich wie die Sozialisten auf wirtschaftlichem Gebiete, auch im wissenschaftlichen eine Art Zwangsordnung der

Arbeit in Vorschlag bringen, statt sie von dem freien Verständnis der Einzelnen zu erwarten. Sie reden unverblümt von einer „geistigen Gewalt“ (pouvoir spirituel), die in maßgebender Weise das Ganze der wissenschaftlichen Arbeit zu leiten hätte; genauer gesprochen sollte diese oberste Autorität feststellen: 1. welche Fragen als erschöpft, nutzlos oder unzeitgemäß von der Tagesordnung der wissenschaftlichen Erörterungen abzusetzen sind, 2. welche Untersuchungen vorzunehmen sind, und 3. bis zu welchem Grade der Genauigkeit die Forschung in jedem Falle fortzuführen ist. Auf den Einwurf, ob eine derartige „Regierung der Geister“ nicht zu Mißbräuchen führen würde, dient die Antwort, daß die Fehler, die dabei gemacht werden könnten, doch durch die Vorteile, die eine solche Regierung der Menschheit bieten würde, aufgewogen seien; der Einwurf beruhe auf demselben Grunde wie der parlamentarische Doktrinarismus, der mit seinem Grundsatz des Gleichgewichtes der Gewalten schließlich dahin käme, jeden leitenden Einfluß auszuschließen.

Es ist überflüssig, auf diese Seltsamkeiten weiter einzugehen; bemerkenswert ist es nur, daß eine so durch und durch moderne Geistesrichtung, wie es der Positivismus ist, hier auf Prinzipien zurückgreift (auf den Absolutismus), die man längst für überwunden und abgethan gehalten hat.



Viktor Hehn

Von G. Dehio



ie Säkularrechnung des Kalenders will, daß wir noch im neunzehnten Jahrhundert stehen; in Wahrheit hat schon das zwanzigste begonnen. Durchaus ein Mann des neunzehnten war der, dessen Gedächtnis die folgenden Seiten gelten.

Aber noch in einem besondern und zwar zwiefältigen Sinne haben die Freunde Hehns bei der Nachricht von dem am 21. März dieses Jahres erfolgten Tode des Siebenundsiebzigjährigen zu sich sprechen dürfen: der letzten Einer eines scheidenden Geschlechts!

Einmal, nach seiner geistigen Ahnenfolge, gehörte Viktor Hehn in jene Reihe, die mit Winkelmann beginnend in Goethe ihren Gipfel erreichte. Ihm war das klassische Altertum nicht bloß ein mehr oder minder interessanter Gegenstand der Spezialforschung, sondern eine lebende und lebenspendende